



DIÖZESE
INNSBRUCK

Digitales Archiv

Canisianum

23.11.1995

Digitales Archiv

Shelf Mark: 1.3.1.16.43

CC-BY-NC-ND-Lizenz (4.0)

Creative Commons Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitung 4.0 International Lizenz

[urn:nbn:at:at-dai-6230](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:at:at-dai-6230)

Canisianum

Aula, 23. November 1995, 18 Uhr

Rückkehr aus Sitten – 50 Jahre

Die Einladung, zu diesem Anlaß heute zu sprechen, freut mich, bewegt mich, und kann nicht ohne Emotionen an mir vorbeigehen. Sie bringt mich aber auch in Verlegenheit, vor allem vor den jungen Insassen des Hauses. Ich soll als Veteran sprechen. Und ich weiß nicht, ob Veteranen das sind, was junge Menschen als Redner besonders goutieren. Uns sind nämlich seinerzeit die Veteranen auf die Nerven gegangen. Aber es ist nun einmal so. Hier, an dieser Stelle, habe ich vor 50 Jahren als Vorsitzender der Tiroler Landsmannschaft im Hause den lieben Schweizern, die den Wiederbeginn eigentlich ermöglicht haben, zum ersten Mal gedankt.

Und so will ich einen kleinen Beitrag zu einer „Kirchengeschichte von unten“ leisten. Im profanen Bereich gibt es diese Art von Geschichtsforschung, die von den Erfahrungen der kleinen Leute ausgeht, schon länger.

Das Canisianum hatte als Bau den Krieg inmitten einer heillos zerbombten Stadt unbeschädigt überstanden. Ein Altcanisianer, der im Jahre 1946 als hochrangiger Militärseelsorger der US-Army in der Uniform eines Generals hier aufkreuzte, hat uns auch verraten, warum das alte Canis heil blieb. Er wurde im Jahre 1942 ins Hauptquartier der Air Force geholt, und dort legte man ihm einen Stadtplan von Innsbruck vor, weil der Geheimdienst wußte, daß er in Innsbruck studiert hatte. Sie zeigten auf das Canisianum und sagten zu ihm: „Das ist eine Zentrale der Nazis!“ Es war hier ja nach der Aufhebung durch die Gestapo das Finanzamt untergebracht worden. Er aber sagte sofort: „Das ist das Canisianum, ein internationales Konvikt, das seinerzeit zu einem guten Teil mit amerikanischem Geld aufgebaut worden ist und in dem viele Amerikaner, darunter eine zweistellige Zahl von Bischöfen, studiert haben ...“ Daraufhin nahm ein Offizier einen Farbstift und zog einen weiten Kreis um Canisianum und Ewige Anbetung, einen Kreis, der den Großteil des Saggens einschloß. Innerhalb dieses Kreises war am Ende des Krieges kein einziges Fenster kaputt. Es fiel keine einzige Bombe.

Und so sind wir 1945 – ich erst im Dezember – in ein intaktes Haus eingezogen. Wir – das waren die Schweizer Theologen, die eigentlich von einem wohlgeordneten, reichen Land in ein chaotisches, armes Land übersiedelt sind, einige Österreicher aus anderen Diözesen, einige wenige Deutsche, ein paar Ungarn und Ukrainer, ein Engländer, ein Franzose, wir Vorarlberger und Tiroler der Diözese Innsbruck. Ja – und ein Amerikaner, er hieß Joe, war als G.I. nach Europa gekommen, hatte vage geistliche Berufsvorstellungen und einen Hund. Angesichts der Bedeutung, die damals Amerika hatte, wurde der Hund von den strengen Vätern der Gesellschaft Jesu genehmigt. Joe war sehr naiv. Als er zum ersten Mal auf der Straße Prämonstratenser von Wilten sah, fragte er mich, was denn das für Leute seien. Ich sagte ihm, es handle sich hier um Jesuiten, die in der Bäckerei arbeiten. Er hat es sauber geschluckt. Ein anderes Mal stand er droben im 1. Stock im Gang sinnend vor den alten Fotos an der Wand, und zwar vor dem mit dem Petersplatz. Er zeigte auf die Kolonnaden und fragte mich „what's that?“ Ich sagte ihm, daß es sich hier um ein hochinteressantes Bauwerk handle. Diese Säulenhallen wären die Stallungen für die päpstlichen Bullen. Auch das hat er gläubig zur Kenntnis genommen. Aber damit sie keinen einseitigen Eindruck von den Amerikanern erhalten: Das Jahr 1946 brachte uns eine unvergeßliche Begegnung. Der wohl bedeutendste Erzieher der Kirche im 20. Jahrhundert, Father Flanagan, der Gründer von Boystown, wollte noch einmal sein Canisianum sehen, in dem er fünf Jahr studiert hatte. Die Airforce hat ihn mit einem Sonderflugzeug herübergebracht. Er hat hier in der Aula einen ganzen Nachmittag mit uns gesprochen. Sein Besuch in Innsbruck war übrigens ein wichtiger Anstoß für den

jungen Dr. Hermann Gmeiner, den späteren Gründer des Kinderdorfs. Die Stunden mit Flanagan habe ich nie vergessen. Wie er uns von einem seiner Zöglinge erzählt hat, der buchstäblich in den Slums wie ein Wolfskind aufgewachsen war und als Neunjähriger nur fluchen konnte, haben wir ihn gefragt, was er denn mit dem hoffnungsvollen Fall gemacht hat (der Bub ist nämlich später Priester geworden). Da hat er uns eine Zeitlang angeschaut und einfach gesagt: „Mit dem bin ich drei Monate fischen gegangen ...“ In 24 Jahren Lehrerbildung habe ich dieses Wort nie vergessen. Flanagan ist zwei Tage nach diesem Besuch hier gestorben. Ein Flugzeug der Luftwaffe hat den Sarg in die USA geflogen. Für uns war es auch ein unvergeßliches Erlebnis, mit der Welt und der Weltkirche in diesem Hause zusammenzukommen. Sieben Jahre waren wir ja in den Fängen Adolf des Großartigen, und vollständig isoliert.

Und damit komme ich zu einem weiteren Thema: Die menschlich-geistig-religiöse Verfassung der Belegschaft. Ich meine damit die Heimkehrer aus dem Krieg. Später hab ich mir oft gedacht, daß es für die Vorgesetzten und Spirituale wie auch für die Schweizer Theologen nicht leicht gewesen sein muß, mit uns, diesen heimgekehrten Landsknechten, zusammenzuleben.

Wir waren nicht gerade das, was man eine gepflegte Generation nennen könnte. In den Schützengräben und Bunkern, in der unvorstellbaren Primitivität des Daseins hatten wir jede feinere Art des „savoir vivre“ eingebüßt. Es gab daher einen „magister elegantiarum“. (Alle Ämter im Haus waren lateinisch, der Beauftragte für die Kloreinigung prangte als „curator Besen“ an der Wandtafel.) Also dieser Magister elegantiarum hatte die schwierige Aufgabe, uns alte Krieger wieder behutsam an Mitteleuropa heranzuführen. Der biedere Schweizer schlich sich eines Tages verlegen an mich heran und begann mit diplomatischen Einleitungsformeln, bis ich sagte, er solle halt loslegen, wenn er etwas wolle. Und dann kam's: Ich benähme mich beim Essen so, als fräße ich immer noch aus dem Kochgeschirr ... Er hatte natürlich recht.

Wir waren auch etwas rauh in unseren Witzen. Als ich mit meinem Freund Hermann, der hier drunten sitzt, die Bude bezog, war das natürlich ein großes Hallo. Wir hatten uns sechs Jahre nicht gesehen. Er fuhr mit einer Flakkanone mit Rommel durch Nordafrika und ich war über Karelien, Lappland und Norwegen ins Canis gekommen. Aber ich hütete in der Bude einen kostbaren Schatz. Ein Schweizer Theologe hatte mir einen Käslaib zugesteckt – eine unfäßbare Kostbarkeit im Jahre 1946. Natürlich verbreiten Käseläibe im Kasten einer Theologenbude nicht gerade jenen für solche Räume passenden Duft der Heiligkeit. Der kontrollierende Präfekt, ein etwas schüchterner Jesuitenpater, schaute öfters herein und begann sichtlich zu schnuppern. „Sagen Sie Herr Stecher, lüften Sie nie?“ – „Ei ja, hie und da schon, aber wissen Sie, es gibt einen alten Soldatenspruch: Erfroren sind schon viele, Erstunken ist noch niemand ...?“ Der gute Mann war geschockt, was uns außerordentlich freute, weil uns eben jedes Feingefühl abging. Wir haben ihn noch ein paarmal verzweifelt hereinschnuppern lassen, bis ich den Käse einmal herausholte. Er war richtig moralisch erleichtert, als er die Harmlosigkeit dieser atmosphärischen Störung erkannte.

Wir hatten auch vielleicht ein paar Vorteile.

a) Da war z. B. die doch ziemlich autoritäre Führung von Haus und Kirche. Das hat uns eigentlich nicht viel ausgemacht. Nachdem, was man mit uns in Gefängnis, Arbeitsdienst und Wehrmacht aufgeführt hatte, waren kirchliche autoritäre Engführungen die reinsten Streichel-einheiten. So hat z. B. der Regens eines Tages verkündet, es schicke sich nicht, in der Fastenzeit Ski zu fahren. Es sei daher verboten. Es wurde für diese asketische Regel zwar keine weitere Begründung aus Schrift oder Tradition angeführt, aber mir war das eigentlich wurscht. Den Winter vorher hatte ich Lappland auf 800 km in der Polarnacht auf Ski mit schwerem Gepäck durchquert, also war unser Bedarf an Abenteuern völlig gedeckt.

b) Es gab auch so etwas wie eine fundamentale Zufriedenheit. Für uns war die Tatsache, in einem Bett schlafen zu dürfen und nie zur Wache aufstehen zu müssen, ein absolutes Neu-

heitserlebnis. Im Jahr vorher hatte ich auf 3600 km kaum je die Schuhe weggebracht und immer auf dem bloßen Boden geschlafen. Ein Bett war der Traum der Träume.

Das Brotstück lag zwar für jeden abgezählt beim Frühstückskaffee, und es gab keins nach, aber dieses Stück gab es eben, und der hier gebotene Jesuitenkaffee, der auch nicht gerade nach Eduscho roch, war Nektar gegenüber dem schwarzen Gebräu das sie in der deutschen Wehrmacht wahrscheinlich aus Maikäfern herstellten.

Es gab noch einen anderen Hunger: Wir wollten Studieren. In diesen Räumen hat mich die Freude daran erfaßt. Wir mußten nachholen. Und es ging bei den Gebrüdern Rahner, bei Dander und Mitzka, Lakner und Gächter eine Welt auf. Ich war um die Schweigezeiten froh, in denen man nicht stören und nicht gestört werden durfte. Mir ist hier erst aufgegangen, worum es geht.

Und es war einfach so, daß das kostbarste die genannten Persönlichkeiten waren. Sie repräsentieren eine Einheit von Glaube und Wissen, von Ergriffenheit und Sachlichkeit – und wenn ich mich heute in der Kirche umschaue – bis hinauf in höhere Etagen – es gab damals ein theologisches Niveau. Man hätte keinem Würdenträger erklären müssen, was der Unterschied von *de fide definitum*, *de fide divina*, *theologice certum* und *sententia communis* oder *singularis* sei. Heute bräuchten manche Gremien, in denen ich bin, Nachhilfestunden. Hie und da höre ich Ansichten, mit denen wären wir im Rigorosensaal von Innsbruck über neun Zäune geflogen.

Sicher hatten viele von uns aus den rauen Jahren des Krieges auch ihre Schwierigkeiten und Unsicherheiten mitgebracht. Und hier glaube ich auch im Namen vieler zu sprechen, daß die Seelenführer und Beichtväter der Gesellschaft Jesu vom Schlage eines P. Dander als wahre Seelenärzte viel geholfen haben. Sie haben Güte, Klugheit, Erfahrung mit einer tiefen theologischen Grundlage vereinigt. Irgendwie haben sie uns den Weg gewiesen, aus der tiefsten Mitte zu leben. Durch dieses Haus ging eine Christozentrik. Und dagegen tritt alles andere, was man heute als unmöglich und überzogen disziplinar und Einschränkung der Identität und ich weiß nicht was bezeichnen würde, in die Reihe des mehr oder weniger Belanglosen zurück, auch wenn wir damals über manches etwas den Kopf geschüttelt haben. Das andere war wichtiger.

Und nun ist das alles ein halbes Jahrhundert her. Es ist seither, wie ich von außen feststellen kann, mit dem Canisianum gut gelaufen, auch wenn heute vieles anders ist. Was soll ein Veteran dem lieben alten Canis wünschen?

Wie war das doch im Hauptquartier der US-Air Force im Zweiten Weltkrieg? Der Offizier hat einen Farbstift genommen und auf dem Stadtplan rund ums Canisianum einen großen Kreis gezeichnet, und innerhalb dieses Kreises war am Ende des Krieges kein Fenster zerschlagen. Ich möchte heute im großen Hauptquartier des Heils vorsprechen, wo die Strategie der göttlichen Liebe tagt, und irgendein Erzengel vom Dienst soll auf der großen Weltkarte ums Canis auch den Kreis der liebenden Vorsehung ziehen, damit es behütet und bewacht wird und lebendig bleibt durch alle Welt- und Kirchenkrisen hindurch, und damit es ein Segen bleibt für die Kirche, hier und in vielen Ländern ...